

Norbert Greinacher
Hochschulgemeinde
als Experiment

Aspekte
einer Gemeinde
von morgen

Im Heft 4 dieser Zeitschrift wurden die Ergebnisse einer kleinen Umfrage veröffentlicht¹, bei der einigen Vertretern von katholischen Hochschulgemeinden folgende Fragen gestellt worden waren:

1. Worin liegt Ihrer Meinung nach das heute immer deutlicher hervortretende Ungenügen der bisherigen Kirchenstrukturen?
2. Wie weit sehen Sie eine Pluralität künftiger Modelle (verschiedene Modelle, verschiedene Realisationsformen)?
3. Können Sie neue Modelle der Kirche bzw. der christlichen Gemeinde skizzieren?
4. Welche Chancen und Aufgaben sehen Sie für die Kirche in der Gesellschaft?
5. Wie müßte der ›Gottesdienst‹ einer zukünftigen Gemeinde aussehen?

Die folgenden Ausführungen wollen keine Auswertung der Ergebnisse dieser Umfrage sein. Es soll vielmehr versucht werden, einige wichtige Tendenzen, die sich bei den Antworten abzeichnen, darzulegen und kritisch zu analysieren. Dabei zeigen sich einige Aspekte, die bei der Suche nach einem Leitbild für die kirchliche Gemeinde von morgen von Bedeutung sein könnten.

1. Gemeinde
als Experiment

Bevor ich aber einige Schwerpunkte der Antworten behandle, sei auf eine These hingewiesen, die durch diese Umfrage bestätigt wird. Wir brauchen dringend in der Kirche den Mut zum Experiment. Damit meine ich nicht nur, daß es Gemeinden geben muß, die bestimmte Experimente – etwa auf liturgischem Gebiet – erproben, sondern ich verstehe Experimente hier in einem umfassenden Sinne: Gemeinden, die im Gesamten ihrer Verwirklichung, in ihrer Grundkonzeption, in ihrem gesamten Leben neue Wege gehen. In einer Situation wie der unsrigen, in der das Unbehagen über unsere augenblicklichen Pfarrstrukturen und die ordentliche Pfarrseelsorge bewußt oder unbewußt sich immer mehr ausbreitet, brauchen wir Modelle für die Gemeinde von morgen; aber nicht nur theoretische Modelle, sondern Modelle, die der Zugluft der Praxis ausgesetzt werden, deren Verwirklichung gewagt wird.

Dabei bedeutet Experiment natürlich nicht Beliebigkeit; Experiment ist nicht Selbstzweck nach dem Motto: ›Ofter mal was Neues!‹

Experiment bedeutet, daß man angesichts des intensiven Wandels der Gesellschaft und der Kirche in ihr aus dem Schutz der tradierten Formen und Strukturen heraustritt, wenn deren Fragwürdigkeit offenkundig geworden ist. Ein so verstandenes Experiment ist aber gerade nicht

¹ *Neue Kirchenstrukturen? Umfrage unter katholischen Studentengemeinden*, in: *Diakonia* 4 (1969) 193–224.

ein Abkehren von dem tradierten Glauben, sondern um dieses Glaubens willen wird die Flucht nach vorn angetreten. Franz von Baader schreibt: »Alles Leben steht unter dem Paradox, daß, wenn es beim alten bleiben soll, es nicht beim alten bleiben darf.«² Treue zum Glauben bedeutet also nicht die Konservierung der bestehenden Formen, sondern das immer wieder Herausgerufensein aus den lieb gewordenen Selbstverständlichkeiten zu einer neuen Realisierung des Glaubens in einer neuen Situation. So heißt es in Hebr 13, 13: »Laßt uns also zu ihm (Christus) hinausgehen außerhalb des Lagers, und seine Schmach mit ihm tragen. Denn hier haben wir keine bleibende Stätte, sondern die künftige suchen wir.« Die »Hoffnungsstruktur des Glaubens«³ gibt uns die Berechtigung und den Mut zum Experiment, das selbst wieder unter dem Gehorsam des Glaubens steht. So schreibt Augustinus: »Nos autem in experimentes volumur«, was Hans Schmidt so interpretiert: »Wir werden durch die Ereignisse der Zeit von Erprobung zu Erprobung, von Erfahrung zu Erfahrung, von Experiment zu Experiment getrieben«⁴. Diese Notwendigkeit des Experimentes, dieser Mut zum Risiko ließ den spanischen Dominikaner Bartolomé de Medina 1577 schreiben: »Mihi videtur quod si est ponio probabilis, licitum est eam sequi licet opposita probabilior sit«⁵. Werner Schöllgen hat die Verdienste dieses Dominikaners so gewürdigt: »Und das erscheint nun als die wahrhaft geniale Leistung dieses Dominikaners Bartolomé de Medina: Seine intuitive Klarheit des Denkens – daß er begriffen hat, es sei unsachlich und sinnlos, geschichtlich Altes und Neues nach dem gleichen Maßstab zu messen. Weil das Gemeinwohl eine neue Lösung unbedingt erfordert, weil aber eine neue Lösung als neue Setzung den Ansprüchen der ›probabilitas externa‹ wie ›interna‹ einfach nicht genügen kann, deshalb muß man dem Neuen aus prinzipiellen Gründen eine geschichtliche Chance geben. Man muß hier mit einem geringeren Grad an äußerer wie innerer Probabilität zufrieden sein, sonst kann eine neue Lösung nie Geltung und Gesetzeskraft gewinnen, ja sie kann noch nicht einmal erprobt werden.«⁶

² *Vorlesungen über speculative Dogmatik*, in: *Werke VIII*, Leipzig 1855, 16 f.

³ Vergleiche: F. KERSTIENS, *Die Hoffnungsstruktur des Glaubens*, Mainz 1969.

⁴ H. SCHMIDT, *Vita experimentalis*, München 1959, 9. Vgl. K. STROBL, *In experimentis volumur*, in: *20 Jahre katholische Hochschulgemeinde Graz*, Graz o. J., 9–12.

⁵ *Expositio in S. Thomae Aquinates I/II, quaestiones 1–114*, Salamanca 1577, hier: 1 II q. 19 a. 6

⁶ W. SCHÖLLGEN, *Die soziologischen Grundlagen der katholischen Sittenlehre*, Düsseldorf 1953, 196.

Wir brauchen jenen Tutorismus des Wagnisses, von dem Karl Rahner gesprochen hat⁷. Wir brauchen in der Kirche den Raum der Freiheit für charismatische Aufbrüche, die sich nicht unbedingt innerhalb der von der Kirchenleitung gerne gesehenen Bahnen bewegen. Wir brauchen in der Kirche nicht nur eine Nachfolge der Apostel, sondern auch eine Nachfolge der Propheten⁸, die um des Glaubens willen die augenblicklichen Strukturen der Kirche in Frage stellen.

Hochschulgemeinden bieten sich für solche Experimente an. Nicht nur dort, aber besonders dort ist eine Sensibilität für das Neue vorhanden, eine Öffnung für neue Tendenzen und auch – man lasse sich durch vordergründige Erscheinungen nicht täuschen – ein verbreitetes ethisches Engagement. Man kann nur zustimmen, wenn Wolfgang Ruf, langjähriger Studentenfarrer in Freiburg und später in Konstanz, kurz vor seinem Tode geschrieben hat: »Gerade Hochschulgemeinden sollten, mit dem Vertrauen der Bischöfe, experimentierend Neues wagen dürfen – um ähnlich der Wissenschaft damit Neuland zu gewinnen oder die Verifizierbarkeit und Falzifizierbarkeit des Gesuchten im Experiment wagen nachzuweisen.«⁹

Trotz etlicher negativer Erfahrungen, die in letzter Zeit mit katholischen Hochschulgemeinden im deutschsprachigen Bereich gemacht wurden, sollte man aufhören damit, solche Hochschulgemeinden und ihre Hochschulpfarrer zu verdächtigen. Es ist selbstverständlich, daß die Unruhe an den Universitäten vor den Hochschulgemeinden nicht haltmacht. Das wäre sogar schädlich und ein Zeichen dafür, daß solche Gemeinden in einer »splendid isolation« leben. Wer ein Experiment unternimmt, muß sich von vornherein darauf einstellen, daß das Experiment mißlingt. Aber ein mißlungenes Experiment ist kein Beweis gegen die Notwendigkeit von Experimenten, im Gegenteil!

Allerdings ist eine möglichst enge Kommunikation von solchen »Experimentiergemeinden« und der Gesamtkirche notwendig, und zwar in beiden Richtungen. Die anderen Gemeinden können lernen von der Experimentierfreudigkeit dieser Gemeinden, von ihrer Beweglichkeit, von den gemachten guten und schlechten Erfahrungen, von den Modellen, die entwickelt wurden. Sie haben sicher auch

⁷ K. RAHNER: »Der einzig heute im praktischen Leben der Kirche erlaubte Tutorismus ist der Tutorismus des Wagnisses«. *Löschet den Geist nicht aus*, in: *Schriften zur Theologie* VII (Einsiedeln 1966) 77–90, hier 85.

⁸ Vgl. A. DULLES, *Die Sukzession der Propheten in der Kirche*, in: *Concilium* 4 (1968) 259–263.

⁹ Vgl. W. RUF, *Studentenseelsorge*, in: *Handbuch der Pastoraltheologie* III, Freiburg 1968, 268–301, hier 276.

das Recht, solchen Gemeinden ein Wort der Mahnung zuzurufen, und, was die Amtsträger betrifft, vielleicht auch einmal ein Wort der Zurechtweisung, vor allem aber auch ein Wort der Ermunterung und des Dankes. Die Experimentiergemeinden ihrerseits werden darauf bedacht sein, daß sie sich nicht zu weit von der Gesamtkirche entfernen, so daß eine Gemeinsamkeit nicht mehr vorhanden wäre. Sie werden sich bewußt sein müssen, daß ein neues – faktisches – Schisma überhaupt und im Zeitalter der Ökumene im besonderen nicht verantwortbar ist.

Unter solchen Voraussetzungen kann das eintreten, was Karl Rahner geschrieben hat: »Eine Hochschulgemeinde ist heute vielleicht das beste ›Übungsgelände‹ für eine Christengemeinde der Zukunft, die weder sich auf die ›Kirche‹ beschränkt noch alles Weltliche in Eigenregie in sich zu integrieren versucht.«¹⁰ Der ehemalige Bischof von Graz, Josef Schoiswohl, drückt es so aus: »Die katholischen Studenten und Akademiker teilen heute mit allen gläubigen Christen die Berufung zum christlichen Engagement. Sie haben vermutlich das Charisma, Vorhut der Kirche zu sein, hinein in die Zukunft. Dieser Avantgardismus muß aber Dienst bleiben, Diakonie an der ganzen Kirche, auch an den ›Schwachen‹. Die Vorhut dient auch der Nachhut und sollte darum nicht so weit voraus sein, daß nicht einmal eine Staubwolke ihr Dasein verrät.«¹¹

Dies vorausgeschickt, soll nun im folgenden auf einige Schwerpunkte der Antworten auf die Umfrage eingegangen werden.

2. Notwendige Reformen der kirchlichen Strukturen

Das eine wird aus den Ergebnissen dieser Umfrage deutlich: Die Studenten, die zu Worte kamen, empfinden sehr stark das Ungenügen der augenblicklichen kirchlichen Strukturen. Von ihrer Position aus als Vorhut der Kirche und sensibilisiert durch ihre dauernde Auseinandersetzung um die Reform der Hochschule wird ihnen die Dringlichkeit einer umfassenden Reform der Kirche sehr bewußt. Man wird sich davor hüten müssen, dieses Reformbewußtsein einfachhin als spätpubertäres Revoluzzertum abtun zu wollen. Wie es das Verdienst der Studenten war, auf die dringend notwendige Reform der Hochschule hingewiesen und wichtige Impulse für sie gegeben zu haben, wie es die studentische Bewegung ist, die innerhalb des Weltkirchenrates ein dynamisches Element bildet, so müßte es auch Sorge der Gesamtkirche

¹⁰ K. RAHNER, *Hochschulgemeinde als gegenwärtiges Modell künftiger Pfarrstrukturen. Anfang einer Überlegung*, in: *20 Jahre katholische Hochschulgemeinde Graz*, 13 f.

¹¹ A. a. O. 5.

sein, diesen reformerischen Impuls der Studenten im Hinblick auf die Kirche sehr ernst zu nehmen. Sicher gibt es dabei utopische Elemente, die an der Wirklichkeit vorbeigehen, aber was wäre eine Reform ohne utopischen Elan? Und wer kann den Antworten der Studenten wenigstens seine grundsätzliche Zustimmung versagen, wenn die erstarrten Rechtsstrukturen in der Kirche beklagt werden, wenn sie von einem Dogmatismus der kirchlichen Strukturen sprechen, wenn sie sich gegen übertriebenen römischen Zentralismus wenden, wenn sie manchen Vertretern des kirchlichen Establishments Mangel an Glauben vorwerfen und feststellen, daß manche Elemente der kirchlichen Institution dem Glauben eher im Wege stehen als diesem Glauben zu dienen? Wer wird ihnen im Ernst widersprechen wollen, wenn sie der Amtskirche vorwerfen, daß sie oft Angst vor dem Handeln der Gläubigen habe, daß die kirchlichen Strukturen oft der gesellschaftlichen Wirklichkeit hinterherhinken, daß sie den Existenzbedingungen der heutigen Menschen unangemessen sind, daß ein Verzicht auf Machtpositionen und privilegierte Stellungen notwendig ist, wie es die Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt ebenfalls fordert?

Es sind nicht nur die Studenten, die sich Gedanken machen, in welcher Gestalt sich in Zukunft der priesterliche Dienst in der Kirche verwirklichen soll, die sich auf die Vielfalt der Dienste in den paulinischen Gemeinden berufen und den priesterlichen Dienst als einen unter vielen in der Kirche betrachtet wissen wollen und auf die Möglichkeit des nebenberuflichen Priesters hinweisen. Gerade in den Studentengemeinden zeigt sich ja auch immer mehr, daß die Zeit der Volkskirche ihrem Ende entgegengeht und die Gemeinde von morgen immer mehr den Charakter einer Gemeinde der Glaubenden, einer Freiwilligkeitskirche tragen wird. Zu Recht weisen die Studenten darauf hin, wie sehr die Kirche auf Kritik von innen und außen angewiesen ist, und es ist nicht verwunderlich, wenn sie auf die Ohnmacht dieser kritischen Strömungen hinweisen angesichts des Immobilismus vieler kirchlicher Strukturen.

Es ist verhängnisvoll und gefährlich, wenn diese kritischen Reformvorstellungen und Reformbemühungen der Studenten frustriert werden. Einerseits würde sich die Gesamtkirche einer wertvollen dynamischen Energie begeben, wenn sie nicht bereit ist, auf diese kritischen Stimmen zu hören und Reformen entschieden anzugehen. Das wird nicht ohne Konflikte geschehen. Aber eine Kirche, die nicht fähig und willens ist, solche Spannungen und Konflikte auszutragen unter dem Vorwand einer falsch verstandenen bedrohten Einheit der Kirche, versteht sich nicht mehr als Kirche, die auf dem Wege ist, sondern als eine Kirche, die ihr Ziel schon erreicht

hat. Andererseits ist es für die Studentengemeinden bedrohlich, wenn die frustrierten Reformbemühungen im Sande verlaufen und dann in nicht mehr kontrollierbare Aktionen umschlagen oder die Studenten zu einer inneren oder äußeren Emigration aus der Kirche führen. Die Kirche kann auf das Potential der Intellektuellen und Akademiker nicht verzichten, und sie würde die Zeichen der Zeit auf verhängnisvolle Weise mißverstehen, wenn sie an der auch aus dieser Umfrage sich deutlich abzeichnenden Glaubens- und Einsatzbereitschaft dieser Hochschulgemeinden vorbeiging.

3. Kirche für die Welt

Es wird niemanden wundern, der es mit Studenten zu tun hat, daß ein anderer Schwerpunkt ihrer Äußerungen bei der Frage des Dienstes der Kirche an der Gesellschaft liegt. Die Studenten nehmen hier eines der zentralen Anliegen der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute auf. Sie wenden sich dagegen, daß die Kirche heute wie öfter in der Vergangenheit nur den Status quo der gesellschaftlichen Ungerechtigkeit religiös legitimiert, daß die Kirche in der Vergangenheit und zum Teil auch heute nicht der Anwalt der Menschlichkeit ist. Sie fordern – mit Recht – den ganzen Einsatz der Kirche im Dienste der Schwachen und Unterdrückten, der Solidarität mit den Ausgestoßenen, das aktive Engagement der Kirche für die Menschen in der Dritten Welt und für den Weltfrieden. Entsprechend der Pastoralkonstitution soll die Kirche zur Vorkämpferin der Freiheit des einzelnen werden und mit allen guten Menschen für eine Humanisierung der Gesellschaft, für jene »terre des hommes« eintreten, von der Saint-Exupéry geschrieben hat.

In vielen Antworten spürt man den Einfluß der Gedanken von Johann Baptist Metz, so, wenn von der gesellschaftskritischen und ideologiekritischen Funktion der Kirche, von ihrer politischen Aufgabe die Rede ist, wenn gefordert wird, daß die Kirche nicht Selbstzweck sein, sondern ihre eigene Vorläufigkeit proklamieren, daß sie sich engagieren soll in dem Säkularisierungsprozeß der Gesellschaft. Hier wird man sicher kritisch zu fragen haben, inwieweit einige Studenten die Gedanken ihrer geistigen Väter richtig verstanden haben und inwieweit sie über diese Gedanken hinausgegangen sind. Kein Zweifel aber dürfte darin bestehen, daß es vielen Studenten ernst ist mit der Verwirklichung zentraler Wahrheiten der Botschaft Jesu und daß sie sich mit einem theoretischen Verkünden dieser Botschaft nicht zufriedengeben wollen, sondern eine theoriebezogene Praxis und eine praxisbezogene Theorie fordern, welche Ernst macht mit dem Gedanken, daß Kirche für die Welt da ist.

4. Pluriformität der Gemeinden

Trotz einer gewissen Homogenität in der Bewußtseinslage der befragten Studenten zeigt sich doch auch einerseits eine Pluriformität der Meinungen im Hinblick auf die zukünftigen Kirchenstrukturen und andererseits ein bewußtes Eintreten für eine solche Vielgestaltigkeit hinsichtlich sowohl der zukünftigen Gemeindestrukturen wie auch der Glaubensinterpretationen. Eine solche Vielgestaltigkeit in der Kirche ist notwendig. Mit Recht verweist eine Antwort auf die Tatsache, daß wir schon im Neuen Testament mehrere Theologien und mehrere Gemeindetypen vorfinden.

Die Uniformität in der Kirche muß aufgebrochen werden. In unserer pluralistischen Gesellschaft ist es einfach nicht mehr möglich, daß die Kirche in einer monolithischen Gestalt lebt. Entscheidend wird es darauf ankommen, ob es gelingt, die Konflikte, die es in der Kirche gibt, nicht zu verschleiern und mit väterlichen Ermahnungen oder Anordnungen von oben vertuschen zu wollen, sondern ehrlich und öffentlich auszutragen. Eigentlich wäre die Kirche doch der Ort, wo solche Konflikte in der Sache hart, in der Art und Weise aber partnerschaftlich und brüderlich ausgetragen werden könnten. Wenn die Kirche sich auf ihre Grundlage besinnt, könnte sie Modelle setzen, wie Konflikte in einer Gemeinde oder zwischen verschiedenartigen Gemeinden gelöst werden können, wie die Dynamik solcher Konflikte für das Leben der Kirche fruchtbar gemacht werden könne.

Dabei ist wenigstens einem Teil der befragten Studenten bewußt, daß bei aller Pluriformität der Gemeindestrukturen doch die Einheit der Kirche nicht in Frage gestellt werden darf, sondern diese Vielgestaltigkeit der Einheit zu dienen hat. Dabei weist ein Student mit Recht darauf hin, daß eine richtig verstandene Pluriformität nichts zu tun hat mit einem überholten Liberalismus, der innerhalb eines gegebenen Rahmens zwar verschiedene Standpunkte toleriert, so daß die verschiedenen Meinungen sich in einer bestimmten Weise neutralisieren und sich so ein unverbindliches Sandkastenspiel ergibt, das manchen Amtsträgern gar nicht unlieb ist, weil eine solche Pluralität der Meinungen in einer Sackgasse zu enden droht und sie dann doch die Entscheidungen treffen, die ihren eigenen Standpunkt wiedergeben. Eine ›repressive Toleranz‹ ist nicht nur ein Schlagwort, sondern auch eine Gefahr für das Leben der Kirche.

Dabei wird von den Studenten selbst darauf hingewiesen, daß es nicht darum geht, neue Strukturen in der Gemeinde, die sich im Laufe eines Experimentes ergeben, wieder von neuem zu dogmatisieren. Dies würde dem permanenten und sozialen Wandel der Gesellschaft und der Kirche nicht gerecht werden. Die befragten Studenten selbst sind sich der Vorläufigkeit ihrer vorgeschla-

genen Modelle bewußt und wehren sich dagegen, ihre Modelle als allgemein verbindlich anzusehen.

Für die Zukunft der Kirche wird viel davon abhängen, ob es ihr gelingen wird, diese Spannung zwischen einer Pluriformität der Gemeindestrukturen und Glaubensinterpretationen einerseits und einer richtig verstandenen Einheit der Kirche andererseits auszuhalten, um diese notwendige Dynamik für die Kirche fruchtbar zu machen.

5. Demokratisierung der Kirche

Ein Problem, das die befragten Studenten immer wieder beschäftigt, ist die Demokratisierung der Kirche. Angesichts der Situation an den Hochschulen, in der eine Demokratisierung der Strukturen der Universitäten ein zentrales Thema der Hochschulreform dargestellt, ist dies nicht zu verwundern. Es kann hier nicht darum gehen, der Frage nachzugehen, ob und inwieweit es legitim ist, den Begriff der Demokratie auf die kirchlichen Strukturen anzuwenden. Daß die Studenten aber hier einen außerordentlich wichtigen Punkt einer notwendigen Kirchenreform ansprechen, dürfte außer Zweifel sein. Mit Recht beklagen einige der befragten Studenten einen überhöhten Autoritätsanspruch etlicher Amtsträger, der der Kirche oft eher den Charakter eines absolutistischen Herrschaftssystems als den einer brüderlichen Gemeinde verleiht. Es wird zu Recht darauf hingewiesen, daß eine Zweiklassengesellschaft in der Kirche durch keine Aussage des Neuen Testaments gerechtfertigt werden kann. Es wird beklagt, daß die Gewissensfreiheit des einzelnen oft ignoriert wird und die fundamentale Gleichheit der Kirchenglieder, die in der Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils betont wird, in der Praxis der Kirche oft nicht ernst genommen wird. Die Amtsträger fühlen sich oft jeglicher Kontrolle entzogen und verstehen sich oft eher als Herren des Glaubens, anstatt Mitarbeiter der Freude zu sein (vgl. 2 Kor 1, 24). Ein so aktuelles Thema wie das der Dezentralisierung in der Kirche wird angesprochen und bei der Lösung dieses Problems das Prinzip der Subsidiarität betont, das ja auch die deutschen Bischöfe in ihrem Dokument zur Vorbereitung der außerordentlichen römischen Bischofssynode im Oktober 1969 zur Gestaltung der Beziehungen zwischen Gesamtkirche und Nationalkirche herangezogen haben. Der mangelnde Kommunikationsfluß in allen Richtungen in der Kirche wird beklagt. Die Wahl der Gemeindeleiter und der Bischöfe wird gefordert, eine sicher nicht von vornherein abzulehnende Forderung angesichts jahrhundertelanger Traditionen in der Geschichte der Kirche. Auch eine Gewaltenteilung in der Kirche wird man von vornherein nicht mit dem Hinweis abtun können, daß die Kirche etwas anderes sei als ein demokratisches Staats-

gebilde. Das eine aber dürfte sicher sein – und wird auch in einer Antwort betont –, daß die Kirche so lange nicht glaubwürdig für eine Humanisierung und Demokratisierung der Gesellschaft eintreten kann, solange sie selbst nicht auf überzeugende Weise die grundlegenden Menschenrechte verwirklicht und dem in Nr. 12 der Kirchenkonstitution angesprochenen Glaubenssinn aller Gläubigen in der Kirche mehr Raum und Achtung verschafft.

6. Der Gottesdienst

Die Anführungszeichen, mit denen die Veranstalter der Umfrage den Begriff ›Gottesdienst‹ versahen, deuten schon auf den ersten Blick auf die heutige Problematik der Frage hin, die sich ja nicht nur damit befaßt, in welcher Gestalt heute Gottesdienst gefeiert werden soll, sondern die viel radikaler die Frage stellt, ob Gottesdienst heute überhaupt noch möglich ist. Wenn ein Student schreibt, daß »›Gottesdienst‹ als ganz bewußt vollzogener Dienst am Menschen gesehen werden« muß, dann hat er damit zwar sicher einen theologisch richtigen Gesichtspunkt im Auge, daß, »wer Gott liebt, auch seinen Bruder liebt« (1 Jo 4, 21), daß also Dienst für Gott Dienst am Menschen ist. Das schließt aber nicht aus, sondern ein, daß sich die Christen zu bestimmten Zeiten zusammenfinden, um sich auf ihre Glaubensgrundlage – das Christusereignis – zu besinnen und daß in diesem Gedächtnis sich immer wieder aufs neue die Gegenwart ihres Herrn vollzieht: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen« (Mt 18, 20). Dabei haben die befragten Studenten ein sehr waches Gespür dafür, daß es nicht richtig ist, auf der einen Seite die profane Gesellschaft und den Dienst der Christen in ihr zu trennen von einem sakralen Gottesdienst, der gerade durch seine sakralen, d. h. nur im Gottesdienst üblichen Riten, einen so merkwürdigen gettohaften, isolierten, verkrusteten Charakter erhält. Die Studenten wehren sich mit Recht, eine solche Schizophrenie nachzuvollziehen. Von hier aus ist ihre Forderung nach Entsakralisierung und Entmagisierung zu verstehen, so sehr hier sicher zu untersuchen wäre, was man darunter zu verstehen hat und inwieweit eine solche Forderung im einzelnen theologisch legitim ist. Aber daß hier ein Problem berührt wird, das zu den Kernfragen sowohl der theologischen Theorie wie der gemeindlichen Praxis im Hinblick auf den Gottesdienst gehört, dürfte unbestreitbar sein. Die Riten und vermittelnden Sphären des Gottesdienstes haben dem Glauben der Menschen zu dienen und nicht umgekehrt (vgl. Mk 2, 27). Zu Recht wird von verschiedenen Studenten auch eine Pluriformität in der Gottesdienstgestaltung gefordert. Sicher wird ein gewisser Rahmen geschaffen werden müssen und sicher darf hier nicht einfachhin

der Willkürlichkeit das Wort geredet werden. Aber es ist eben ein Unterschied, ob eine kleine Gruppe in einer Wohnung einen Gottesdienst, auch eine Eucharistiefeier begeht, oder ob es sich um einen Gemeindegottesdienst mit mehr als tausend Teilnehmern handelt. Es ist ein Unterschied, ob es sich um einen Gottesdienst von Studenten, von Kindern, von Arbeitern oder von Ordensfrauen handelt. Hier wird mit Recht ein großer Spielraum gefordert.

Sehr betont wird von den befragten Studenten die Bedeutung des Gottesdienstes in kleinen Gruppen. Hier widerspiegeln sich wohl die guten Erfahrungen, die gerade in Studentengemeinden in dieser Hinsicht schon gemacht wurden, weil eine intensivere Teilnahme des einzelnen am Gottesdienst ermöglicht wird, wenn er die Freuden und Sorgen seines Lebens in den Texten des Gottesdienstes wiederfindet. In einem solchen Rahmen ist es auch möglich und fruchtbar, den dialogischen Charakter der Verkündigung zu betonen und sich in einem Gespräch um ein neues und tieferes Verständnis des christlichen Glaubens zu mühen. Darauf weist auch das in seiner Antwort vorgeschlagene Modell für einen Gottesdienst hin: Information – Diskussion – Meditation. Allerdings wird man hier auch auf eine Gefahr hinweisen müssen, die die Studentengemeinden im allgemeinen und bei der Gottesdienstgestaltung im besonderen zu beachten haben: Die Gefahr der Versektung. So wertvoll solche Gottesdienste in kleinen Gruppen sind, so sehr wird man auch betonen müssen, daß dies nicht die einzige Gottesdienstform der Gemeinde von morgen sein darf, sondern daß hier auch diese einzelnen Gruppen von Zeit zu Zeit sich zu einem größeren Gemeindegottesdienst treffen sollen, um auch bewußtseinsmäßig zu erfahren, daß sie keine Sekten sind, sondern Glied einer Großkirche.

Es konnte hier nur auf einige, mir wichtig erscheinende Ergebnisse der Untersuchung eingegangen werden. Etliche vorgetragene Antworten wären sicher auch kritisch zu beurteilen. Mir schien es aber wichtig und erfreulich, aufzeigen zu können, wie sich in den Antworten zentrale und zukunftsorientierte Aspekte für eine Gemeinde von morgen auf tun. Die Studenten sind besser als ihr Ruf. Wenn sich die Studentengemeinde als Teil der Gesamtkirche versteht und die übrigen Gemeinden bereit sind, ihre eigenen Strukturen von diesen neuen Gemeinden her zu befragen und den Studentengemeinden zu verstehen geben, daß sie ihnen in Mitsorge und Mitfreude verbunden bleiben, können diese Hochschulgemeinden ein fruchtbares Element für die Zukunft der Kirche sein.